

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 12

Sonntag, den 21. März

1915

Warschau, die Hauptstadt Polens.

Ein Städtebild von Dagobert Winter.

(Nachdruck verboten.)

Die Hauptstadt des Parentums Polen, erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts allmählich anstelle des alten Krakau zur Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Polen erhoben, trägt in Anlage und Bauten den Charakter der letzten Jahrhunderte. Nur in den ältesten Stadtteilen, besonders in dem engen überfüllten Judenviertel, weist Warschau die bekannten Züge der mittelalterlichen Verkehrszentren auf. Die polnische Kapitale gehört

Palaste, dem heutigen Kommandanturgebäude, welches den Sächsischen Garten nach der Krakauer Vorstadt hin abschließt, breitet sich der arg vernachlässigte Sächsische Platz aus. Auf diesem Plage erhebt sich angesichts der russischen Hauptwache neben dem polnischen Adelskasino ein mächtiger, schwarzer Obelisk, dessen hohes Piedestal vier riesige Löwen bewachen. Kaiser Nikolaus ließ dieses Denkmal zum Andenken an die polnischen Generale errichten, die während des Aufstandes im Jahre 1830 Rußland treu geblieben waren, und deshalb wird kein Nationalpole an diesem düsteren Obelisk vorbeigehen, ohne sich abgewandten Hauptes andächtig zu bekreuzen.

An den Sächsischen Palast, zwei Häuserwürfel, die durch



Infanterie auf dem Marsch nach Tauraggen.

zu den seltsamsten Städten des Erdkreises. Nach deutschem Muster gegründet, ist Warschau teils Militärstadt und befestigtes Lager, teils eine gewaltig aufstrebende Industriestadt, teils eine mittelalterliche Stadt mit einem äußerlich unscheinbaren, spätgotischen Dome, in der engen Johannisgasse, mit der Säule des Königs Sigismund, des Freundes und Gesinnungsgenossen des spanischen Philipp, und dem alten Marktplatz mit dem dreihundert Jahre alten Ungarweinfeller der Futhier, — teils eine moderne Großstadt mit schönen, weiten Plätzen, breiten und baumbepflanzten Straßen, eleganten Cafés, Restaurants, Theatern, dem Zirkus und dem Mototower Renn- und Exerzierplatz. Das Stadtschloß am Ufer der Weichsel, das Sigismund III. aus Holz und Ziegelfsteinen erbaute, August III. vergrößerte, Stanislaw Poniatowski vollendete und Kaiser Alexander I. im Empire-Stil neu einrichtete, der Sächsische Garten mit seinen schattigen Alleen, geschmackvollen Blumenbeeten, niedlichen Springbrunnen, großen Kinderspielflächen, Cafés, Trinkhallen und Gewächshäusern, sowie mit seiner Molkenanstalt und seinem Sommertheater, die zahlreichen katholischen Kirchen, die alten Adelspaläste — alles dies mahnt an die längst vergangenen glanzvollen Tage polnischer Königsherrschaft. Aber die rotundenförmige evangelische Kirche auf der Königsstraße, die drei russischen Gotteshäuser mit ihren vergoldeten birnenartigen Kuppeln, die zahlreichen Kasernen in und vor der Stadt, die Zitadelle auf der Nordseite, nicht gegen äußere Feinde, sondern zum Schutze gegen innere Rebellen errichtet, verkünden zur Genüge, daß eine neue Ära, ein neues Regiment begonnen. Vor dem Sächsischen

eine Säulenhalle — der Durchgang nach dem Sächsischen Garten — verbunden sind, grenzt der Brühlische Palast, die einstige Residenz jenes sächsischen Grafen, der, bei Deutschen und Polen gleichmäßig verhaßt, ein ebenso gewissenloser wie unglücklicher Politiker, aber ein Mann von feinem Geschmack war. Vom Brühlischen Palast gelangt man über den Theaterplatz und durch die Senatorenstraße binnen wenigen Minuten nach dem Dome. Die Bischofliche Kathedrale, die dem heiligen Johannes geweiht ist, enthält ein wertvolles Altargemälde von Palma Nova sowie eine Fahne, die Sobieski den Türken abgenommen hat. Links vom Hochaltar befindet sich an der Wand ein bemerkenswertes Grabdenkmal von Thorwaldsen. Der Reichstagsmarschall Stanislaw Graf Malachowski, der Hauptbegründer der polnischen Verfassung von 1791, ist hier dargestellt, wie er in der Tracht eines römischen Senators auf einem Sessel zurückgebogen ruht, als überwache er eine gärende Versammlung. Zu den Füßen des Marschalls erblickt man eine trauernde Polonia und einen Krieger, der sich, in lebhafter Bewegung an Malachowski wendet, als wolle er ihn zu einer letzten Tat auffordern.

Von der Kathedrale in der engen, verästelten Johannesgasse führt ein langer, verdeckter Gang, nach dem kasernenartigen Stadtschloß, einem ursprünglichen Kastell der Herzöge von Masowien. Das Schloß, dem ein tragischer Ernst anhaftet, wie all jenen Häusern, die vom Schicksal wie schwarz angekreidet sind, hat nichts Monumentales, sondern ist ein Bau von Holz und Ziegelfsteinen, von Königen errichtet, die auf wankenden Thronen saßen, und deren Söhne keinerlei Anrecht auf die Schöpfungen

haben alles, was nicht mit- und nagelst war, weggeschleppt und die Schlösser und Sammlungen von St. Petersburg und Moskau damit bereichert. An den Wänden der Säle hängen die Porträts der Kaiser und der Kaiserinnen, der Großfürsten und der Großfürstinnen, die hier eine besondere Rolle spielten. Als Großfürst Konstantin mit dem Grafen Wielopolski (1862) im Stadtschloß an der Weichsel Versöhnungspolitik trieb, da schien es, als sollte noch einmal ein Sonnenstrahl in diese Räume fallen. Der nach der Stadt zugewandte Teil des Schlosses ist zu einer Kaserne umgewandelt. Aus den Sälen, in denen einstens der polnische Reichstag tagte, hat man Kasernenzimmer gemacht. Die Wohnungs- und Festräume gehen nach der Weichelseite zu. Jenseits des stolzen Stromes, über welchen zwei Brücken führen, sieht man die Vorstadt Praga zwischen grünen Baumwipfeln hervorragen. Hinter Praga liegen die Schlachtfelder, auf denen Polens Geschichte besiegelt wurden. Eine hohe, schon halb zerfallene Säule, deren Höhe der russische Adler krönt, inmitten einer trost- und endlosen Sandwüste verkündet der Wit- und Nachwelt den Sieg der russischen Waffen.

Unweit des Schlosses, in nicht gar zu großer Entfernung der Weichselbrücke, erhebt sich das Standbild des Königs Sigismund III., der die protestantische Religion, welche von Böhmen her in Polen Eingang gefunden hatte, mit Feuer und Schwert auszurotten versuchte. In der Rechten trägt der König das Schwert, in der Linken das Kreuz; eine lateinische Inschrift feiert in pomphaften Worten die Verdienste des Königs auf Erden und dessen Lohn im Jenseits.



Unsere Geldgrauen in ihren Schneehemden.

Vom Stadtschloße, von dessen Fenstern der russische General-Gouverneur stets die Schlachtfelder von Praga im Auge hat, gelangt man durch die eleganten Straßen Krakauer Vorstadt und Neue Welt in die schöne Ujasdower Allee (dem Korso von Warschau), welche, von Kasernen und Militär Lazaretten begrenzt, nach dem berühmten Lustschloße Łazienki führt. Schloß und Park sind eine Schöpfung des Königs Stanislaus August, des polnischen Sardanapal, der hier mit seinen liebedürftigen Poeten und Philosophen, den übermütigen, leichtfertigen Damen und den länderfahrenden Schauspielerinnen seinen lustigen Hof hielt, während die Großmächte die Teilung Polens berieten und beschloßen. Das Schloß, welches im Renaissance-Stil erbaut wurde, ist ein einfaches, weißes Gebäude. An den Säulen der großen Halle sind die Standbilder von Kasimir dem Großen, Stephan Batory, Johann Sobieski und Sigismund I., angebracht. Mußte Stanislaus August nicht beschämt die Augen niederschlagen, wenn er in Łazienki an den Standbildern seiner großen Vorgänger vorüberging? Jener arme Schattentönig hätte gewiß Ursache genug gehabt, ernst zu sein in jener furchtbaren Zeit der Entscheidung für Polen. Aber er wollte ja gerade dem Ernst und der Tragik seiner Lage entfliehen, und so baute er Łazienki. Aber bald drang der Donner der Kanonen von Praga her über die Weichsel und verkündete die Niederlage Polens und den Sieg Suwarows. Die Orgie von Łazienki war zu Ende, und Polens letzter König wurde unter starker militärischer Eskorte nach Grodno gebracht, wo er als russischer Pensionär am 12. Februar 1798 in dem alten Königsschloße am stillen Ufer des Njemen starb.

Dicht neben dem Łazienki-Park steht ein langes, weißes, kasernenartiges Gebäude mit einem großen Vorhof, den ein hohes Gitter von der Landstraße trennt, Schloß Welvedere, welches sich Großfürst Konstantin, der Gemahl der polnischen Fürstin Jolowitsch,

in der polnischen Hauptstadt! In der langen Zimmerflucht reiht sich Schlachtenbild an Schlachtenbild, lauter Gemälde, welche die Siege des Zaren verherrlichen. Nach Niederwerfung des Aufstandes vom Jahre 1830 zog Großfürst Konstantin an der Seite Basilewitsch, dem auf der Krakauer Vorstadt ein Denkmal errichtet ist, wieder in Warschau ein und schlug seine Residenz abermals in Welvedere auf. Nicht lange darauf starb er an der Cholera. Seit dem Tode des Großfürsten mied die kaiserliche Familie Welvedere. Alexander III. pflegte in Łazienki abzuweichen.

Einige Werst von Warschau, dicht unter den Kanonen einer der siebenhundert Forts, welche die Stadt umgeben, liegt Schloß Wilanow, heute Eigentum der Gräfin Potoda. Das aus weißgestrichenen Ziegelflecken errichtete Schloß wurde auf Befehl des Königs Sobieski unter Leitung des italienischen Architekten Bellotti von türkischen Gefangenen erbaut. Kunstschätze aus Frankreich, Italien, Deutschland, Holland, Japan und China wurden hier zusammengetragen, aber ohne großer Verständnis künstlerischer Kritik. Neben der letzten Allee des Gartens, der im besten italienischen Stil angelegt ist, fließt die Weichsel hin. Das Sterbezimmer des großen Königs (gest. 1696) ist heute eine Kapelle. Hier endete das stolze Königtum, das seine Waffen bis Wien trug, das in Preußen herrschte, und dessen sich der Moskowiter trotz des Aufgebotes all seiner Kräfte kaum zu erwehren wußte. Sobieskis Nachfolger waren nichts als ein trauriger, willenloser Spielball in den Händen der habenden Parteien und der Großmächte.

Den Helden.

(Nachdruck verboten.)

Pflanz keine düstren Zypressen,
Pflanz einen Eichenhain!
Im Dunkeln schleicht das Vergessen,
Licht soll ihr Denkmal sein.

Setz keine geschliffenen Steine,
Nicht einen Felsblock auf
Vom Wasgentwald am Rheine!
Schreib keine Inschrift drauf!

Dann führt am Ruhmestage
Das Jungvolk dort entlang,
Singt eine Heldentlage
Und einen Schwurgesang!

Dann schmückt mit Eichenkränzen,
Die ihr dem Hain geraubt,
Bei Freudenfeuer-Flammen
Den Lebenden das Haupt.

Und sollte nach hundert Jahren,
Die Kriegsfurie wieder droh'n,
Wird wider die alten Gefahren
Das alte Heldentum loh'n.

Pflanz keine düstren Zypressen,
Pflanz einen Eichenhain!
Im Dunkeln schleicht das Vergessen,
Licht soll ihr Denkmal sein.

W. Strippgen.

Ein gelungener Streich.

Stizze von J. E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Karl Franzen, in seiner Berufstätigkeit Clown in einem weltbekannten Zirkus, war in den ersten Kriegstagen in heller Begeisterung freiwillig zu den Waffen geeilt, und obwohl er mit wahrer Todesverachtung kämpfte und die wagemutigsten Taten unternahm, war er sonderbarerweise bisher von feindlichen Kugeln verschont geblieben.

Er unterhielt seine Kameraden im Schützengraben vortrefflich und half sich und die andern durch seine köstlichen Einfälle über die öde, oft tagelange Untätigkeit hinweg.

Alle, vom ersten Offizier bis zum letzten Mann, hatten ihn seiner Heiterkeit wegen sehr liebgewonnen.

Eines Abends kam es gelegentlich eines Patrouillenganges, zu dem sich natürlich August als erster gemeldet hatte, zu einem feindlichen Attake. Eine Horde Jnder, unter englischer Führung, brach unvermutet aus einem Wald hervor um die kleine Truppe mit einem geradezu mörderischen Gewehrfeuer zu überschütten.

Die Dunkelheit ermöglicht nun aber eine schnelle gute Detung, und geschickt war August hinter einen gefällten Baumstamm gestücht. Hier duckte er sich schnell nieder und verhielt sich mäschenstill — aber so ein indischer Spüchund hatte ihn entdeckt und schonungslos zerrte er ihn aus seinem Versteck hervor.

Sie waren anscheinend allein. Die Schritte der andern verhallten, und bei näherem Zusehen bemerkte August am Boden etliche gefallene Kameraden. Es blieb ihm jedoch keine Zeit, sich in traurige Betrachtungen über den Verlust der Freunde zu ergehen, denn der baumlange Jnder machte Anstalten, ihn gegen einen Baum zu stellen und ihm das blizende Bajonett in den Leib zu rennen.

Es wurde ihm also recht ungemütlich, zumal er sich ohne Waffe wußte. Sein schönes Gewehr lag nur wenige Schritte entfernt am Boden. Es war ihm bei dem soeben stattgefundenen Ringkampf abhanden gekommen.

In seiner Todesangst jagten sich in Augusts Hirn die tollsten Gedanken. Er hatte das Leben zu lieb, als es in diesem Augenblick durch die Hand des asiatischen Gallunken freudig aufzugeben, und wie in manchem Menschen in der höchsten Todesnot oft die besten Ideen erwachen, so erging es auch ihm. Es fiel ihm plötzlich ein, daß er doch in seiner langen Tätigkeit aller Herren Länder gesehen, daß er sogar schon in Bangkok gastiert hatte, daß er sogar oftmals mit diesem indischen Gesindel zusammen gearbeitet hatte.

Es hatte ihm stets Spaß gemacht, hier und da einige fremde Wortbrocken in seinen Sprachreichtum aufzunehmen, warum sollten jetzt diese Kenntnisse nicht sein Leben retten?

Mit bittender Geste erhob er seine lehmgrauen Hände und sprach in seltsamsten Gemisch von englischer und des Jnders Muttersprache den flehentlichen Wunsch aus, ihn doch um Buddhas willen leben zu lassen.

Der Jnder ließ vor Schreck sein Gewehr sinken. Er machte einen tigerhaften Sprung zu dem armen Sünder und drehte ihn hin und her. Während dem frante August alles aus, was von dem sonderbaren Idiom in seinem Gedächtnis haften geblieben war. Als er nun aber die unerwartete Wahrnehmung machte, daß sein Gegner den Todesplan zusehends aufgab, wuchs in ihm eine erhöhte Lebenslust, und obwohl die Lage keineswegs dazu angetan war, die Zeit mit faulen Wizen zu vertreiben, verzapfte er diese doch in so reichem Maße, daß der Jnder anfang, laut zu lachen.

Diese Töne klangen schauerlich durch die finstere Nacht, und August fror, wenn er zwischendurch einen Augenblick an seine gefallenen Kameraden dachte.

Der Jnder hieß, nachdem er sich einigermaßen beruhigt hatte, August mitgehen, und nach kurzer Zeit langten sie in dem Schützengraben an, wo sie mit lautem Geschrei begrüßt wurden, als der Held die Geschichten seines Gefangenen zum besten gab.

Karl Franzen verbrachte nun einige endlose Tage in dieser wenig anmutigen Umgebung. Sein gutes Englisch brachte ihm die Freundschaft der Offiziere ein, die ihm alsbald viel Vertrauen schenkten, besonders, als er ihnen versichert hatte, daß nur ein blöder unglücklicher Zufall ihn in das Lager der verhassten Deutschen getrieben hätte.

Bei seiner Kompagnie galt er unterdes als vermisst. Die wenigen Soldaten, die von jener nächtlichen Retagnosierung zurückgekehrt waren, wußten nichts von ihm zu berichten. Man trauerte recht schafften um ihn und empfand die Langeweile im Schützengraben fühlbarer denn zuvor. Aber auch hier vergaß man ihn nach kurzer Zeit. Ein einzelnes Menschenleben verliert im Kriege jeglichen Wert. Neue Interessen traten in den Vordergrund — Kämpfe fanden statt — zwischen Verlusten Siege.

Eines Abends aber, als man gemüßig beim Abtuchen lag und an nichts Böses dachte, tauchte plötzlich ein feindlicher Soldat vor ihnen auf. Unwillkürlich ergriß jeder Mann sein Gewehr, um es auf den streichen Eindringling zu richten. Da erscholl ein kräftiges Lachen von dessen Lippen, und jedem, der dieses Lachen vernahm, schien es merkwürdig bekannt. Die fremden Uniformstücke flogen nach allen Seiten und der Clown August stand leibhaftig vor seinen Waffenbrüdern. Da gab es ein Fragen. Man bestürmte ihn so lange, bis er jede Einzelheit fundgab.

In der feindlichen Uniform, die man ihm drüben gerne auf seinen Wunsch hin gegeben hatte, war es ihm ein leichtes gewesen, den Wachtposten zu täuschen. Er hatte das feindliche Lager genau ausspioniert und kannte durch tagelanges Beobachten die Gewohnheiten des Feindes.

„Kinder, jetzt ist es aber Zeit, das Nest drüben einmal gründlich auszuheben. Kommt, ich zeige euch den Weg.“

Nach getaner erfolgreicher Arbeit kehrten sie siegesfreudig zu ihrer Kompagnie zurück. Die vorderen feindlichen Schützengraben waren gesäubert und die Verbündeten hatten durch diesen nächtlichen Ueberfall große Verluste. Auf des Clowns Brust aber prangte nach einigen Tagen das Eisene Kreuz.

Der Schandfleck

Von Ruth
Wissenbach
Bern.
(Nachdr. verb.)

Es gab ein rechtes Aussehen im Dorf, als es hieß, der Wilhelm, der Nichtsnutz müsse ins Feld.

„Gott sei Dank“, sagten die Bauern, „daß der endlich wegstommt, beim Militär werden sie ihn schon meistern, den Tunichtgut.“

„Vielleicht kommt er auch nicht wieder“, meinte einer. „Der kommt wieder, ihr könnt euch drauf verlassen“, entgegnete ein anderer. „Ihr wißt ja, Unkraut vergeht nicht.“

Der, von dem die Rede, war der Sohn einer armen Witwe im Dorfe. Viel Freude hatte er der alten Mutter noch nie gemacht.

Schon in der Schule war er der faulste und lüderlichste Junge, dem die Lehrer einmal ein trauriges Ende prophezeiten. Viel geweint hatte die Mutter über ihr entartetes Kind.

„Ich kann gar nicht verstehen“, sagte die Frau stets, „von wem er das hat. Mein Mann war so brav und rechtschaffen, ich bin nicht schlecht, und doch ist der Junge nicht zu gebrauchen.“

Wie weh tat es ihrem Herzen, wenn sie von all den Schandtaten hörte, die er verbrochen. Er lag, er stahl, sogar seiner eigenen Mutter nahm er die ersparten Groschen aus der Schublade.

Dabei war Wilhelm ein hübscher Junge, hatte schöne blaue Augen, lockiges, braunes Haar, war raut und schlant gewachsen, nur sein Charakter war grundschlecht. Im ganzen Dorfe war auch nicht ein Mensch, der ihn leiden mochte, die Eltern verboten ihren Kindern mit ihm zu gehen.

Später, als er erwachsen war, trieb er es noch schlimmer. Raufen, saufen war sein Tageswerk. Von Arbeit wollte er nichts wissen. Wo er das Geld hernahm, wußte keiner, aber er hatte stets welches, und als es endlich herauskam, daß er es gestohlen und der Polizist ihn eines Morgens aus dem Bett herausholte, da starb seine Mutter fast vor Scham.

Endlich kam er zum Militär. Das ganze Dorf atmete auf. Aber auch seine Dienstzeit war eine Kette von Verstößen gegen die Disziplin. Ausbleiben über den Zapfenstreich, betrunken in die Kaserne kommen, blutige Händel mit seinen Kameraden, Widerseßlichkeiten gegen Vorgesetzte und was der schönen Dinge mehr waren.



Die Heerstraße im Kaukas

und verurteilte das Geis.
Alle Kameraden haßten ihn, die aber aus der Heimat mit ihm dienten, schämten sich seiner und schrieben nach Hause, wie er es trieb.

So nahte das Ende der Dienstzeit heran, und die Bewohner des Dorfes waren nichts weniger als erbaut, als er wieder kam.

Das frühere Leben ging natürlich wieder an. Als der Pfarrer des Ortes ihm einmal Vorwürfe machte, gab er diesem die frechsten Antworten. Es war nichts mit ihm zu machen. Daß ihn alle mieden, machte ihn nur noch auffälliger.

Da kam der Krieg.

Wilhelm Wolpert wurde mit vielen andern Burschen aus dem Dorfe eingezogen.

Ach, dachte die Mutter, wie stolz könnte ich sein, wenn mein Wilhelm brav und gut wäre, statt so, von keinem geliebt oder geachtet.

Scheu betrachtete sie ihn, der trotzig und verbissen, in seiner neuen, feldgrauen Uniform, die ihm so gut stand, ein Kiese, voll Kraft, ihr die Hand zum Abschied gab.

„Gehe mit Gott,“ sagte die alte Frau mit zitternder Stimme, „tue deine Pflicht, Wilhelm.“

„Ja, ja,“ war seine ganze Antwort. Kein einziges liebes Wort hatte er für seine Mutter. — — — — —

unserem Kommandeur das Eisener Kreuz und eine offene Verlobung vor der ganzen Mannschaft.

Was sagt Ihr nun? Kurz und gut, der Wilhelm ist einer unserer Tapfersten gewesen und stets voran, wenn es galt, Heldentaten zu vollbringen.

Nun ist er tot. Ein Kopfschuß hat seinem Leben ein Ende gemacht. Ihr werdet wohl staunen, aber es ist alles wahr, was ich schreibe.“

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durchs Dorf. Man staunte, man schüttelte die Köpfe über diese Mähr, keiner wollte es glauben.

Aber als man Mutter Wolpert den Brief vorlas, da weinte sie Tränen der Freude über ihren Sohn, das erstemal, daß sie Freude erlebte an ihm. Sie hörte andächtig zu, als ob sie in der Kirche säße und verlor kein Wort. Auch sie konnte es kaum glauben. Ihr Wilhelm, ihr Wilhelm hatte das getan.

„Ach, Gott sei Dank, die erste schöne Tat, die er vollbracht,“ rief sie überwältigt. Und still, im Herzen Stolz und Freude wandte sie ihrer Hütte zu.

Jetzt würden sie im Dorfe doch noch Achtung haben und nicht mehr schmähen über ihren Sohn.



Befestigungen am Ufer eines der masurenischen Seen.

Frau Wolpert saß nun ganz allein in ihrer armseligen Stütze und dachte wie so viele andere Mütter an ihren Einzigen. Trotz allem, was er getan, er war nun doch einmal ihr Kind und hatte er ihr auch nie Freude gemacht, betete sie doch zu Gott für sein Leben, wie die andern um ihre Söhne, Väter, Brüder beteten.

Wilhelm Wolpert schrieb ein einziges Mal an seine Mutter eine kurze Karte. Sie freute sich herzlich darüber, war es doch ein Zeichen, daß er einmal an sie gedacht.

Eines Tages schrieb ein Bursche aus dem Dorfe an seine Eltern. Unter anderem berichtete er auch, daß Wilhelm Wolpert mit dem er gemeinsam vor dem Feind gestanden, den Heldentod fürs Vaterland gestorben sei.

„Meine lieben Eltern,“ schrieb er weiter, wir waren alle sehr erstaunt, über den Wilhelm, der, wie Ihr wißt, doch so schlecht war, er hat die ganze Zeit, die er im Felde stand, sich tadellos geführt. Nicht eine einzige Klage wurde über ihn laut. Er war wie umgewandelt. Ob ihn der Ernst der Lage zur Besinnung gebracht, oder was, wir wissen es nicht zu sagen, wir stehen da vor einem Rätsel. Selbst der Unteroffizier und Leutnant Brandt sagten: „Wir können den Wolpert nicht wiedererkennen.“ Aber, liebe Eltern, das Beste kommt noch. Für seine Heldentat, er hat bei einem Gefecht im wütendsten Augenregen eine feindliche Fahne herausgeholt, so, als ob es gar nichts wäre, wurde er zum Unteroffizier befördert. Als er die feindliche Stellung mit

Sein Tod traf sie wohl hart, aber im innersten Herzen dankte sie doch ihrem Herrgott, daß er ihn zu sich genommen, wer weiß, wozu es gut war. —

Von meinem Glück der letzte Traum.

Von Otto Weddigen.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Nein, Vater,“ rief an einem der nächsten Tage Elisabeth, in ihrem ganzen Wesen wie umgewandelt, aus, nachdem sie den Brief ein-, zwei-, dreimal durchflogen hatte, den die Landrätin ihrem Vater geschrieben hatte, „ich will, ich muß fort von hier; diese Schmach, diese Beschimpfung ertrage ich nicht! Wir sind arm, einfache Leute, es ist wahr; aber wer sagt: ich habe nach Fritz Oberhard Neze der Verführung ausgeworfen, ich hätte ihn zu bestreiten gesucht, der spricht die Unwahrheit, der lügt und häuft Schimpf auf mich und dich!“

Und zornentflammt barg Elisabeth ihr Gesicht in ihrer Schürze und weinte, daß es dem Vater weh ums Herz wurde.

„Wohin willst du denn, mein Kind?“ tröstete und sprach er auf sie ein. „Wohin willst du, meine Lizzie, meine einzige Stütze im Leben?“

„Jeder Mensch verfaßt ein Buch über sich selbst, und ich will mich nicht ausnehmen! Ich muß hinaus in die Welt; du wirst alt und älter, ich will mir meinen Unterhalt erwerben; ich will zeigen, daß ich bei dir etwas gelernt habe und daß wir nicht arm sind!“

„Mein Gott!“ rief der Kantor aus, „Elisabeth, du willst mich verlassen?“

„Ich lehre einst wieder, guter Vater,“ versetzte sie, indem sie die gesuchten Wangen ihres Vaters streichelte, „ich lehre einst wieder oder hole dich zu mir, wenn du dich zur Ruhe gesetzt hast!“

Hermann Wagner sah seine Tochter groß an, dann sank er in den alten ledernen Lehnstuhl nieder, dessen Rücken Elisabeth mit selbstgefertigten zierlichen Spitzendeden ausgelegt hatte.

Wieder war eine geraume Zeit verfloßen.

Der alte Kantor lebte mit der treuen Trine allein in dem still und einsam gewordenen Schulhause. Elisabeth hatte, ihrer Neigung gemäß, sich auf einem Berliner Konservatorium weiter ausgebildet. Ihre Kunst hatte Bewunderer gefunden. Sie war als jüngstes, aber schon geschäftes Mitglied in die königliche Oper eingetreten. Wie einst beim Verlassen der Heimat und des Vaterhauses, so hatte Elisabeth auch bei diesem Schritte nur schwer die Einwilligung ihres Vaters erlangen können. Allein ihr wachsender Erfolg, ihre immer heißer werdende Liebe zur Kunst hatten endlich ihren Vater ausgezöhnt.

Fritz Eberhard hatte sich, einem Wunsche seiner Mutter folgend, nachdem er die medizinische Doktorwürde erlangt und sein Staatsexamen abgelegt hatte, als praktischer Arzt in der Heimat niedergelassen. Raslos, unermüdet übte er seine Landpraxis aus; aber bei aller Geschäftlichkeit fehlte ihm in seinem Berufe doch die rechte Herzensfreudigkeit. Es lastete auf seiner Seele eine quälende Erinnerung. Er mied die geselligen Kreise, und doch wurden ihm die Mauern seiner Wohnung zu eng, und bald zog das Gefühl völliger Vereinsamung in ihn, in den in seinen besten Jahren stehenden jungen Mann, als seine Mutter aus dem Leben schied. Jetzt gedachte er wieder lebendiger denn je jener, welche er nie hatte vergessen können, welche der Glanz seiner Jugendjahre gewesen und nach welcher er sich jetzt so unsagbar sehnte. Wer vermag es zu sagen, was alles an Träumen und Empfindungen die Seele bewegt, wenn jene Stimmung sich über sie lagert, deren Inhalt man in das Wort „Sehnsucht“ zusammenfaßt. Ein Verlangen nach ein wenig Erdenglück, gepaart mit der Erinnerung an selige Stunden und an Enttäuschungen.

Doktor Fritz Eberhard sehnte sich nach jenen Stunden zurück, wo er mit Elisabeth gelacht und Freundschaftsgefühle ausgetauscht hatte. Er suchte heimlich den älter und dichter gewordenen Schlehdornbusch wieder auf; er brach ein Zweiglein davon, aber Elisabeth selbst war nicht mehr zu sehen. Sie war, wie er selbst einst, in die Welt hinausgezogen und hatte seiner vielleicht längst vergessen.

Wenn er dann in seine öde und einsame Wohnung zurückkehrte, um die herum es zwar im Frühling und Sommer blühte und duftete, im Winter aber fußhoher Schnee lag, dann nagten Kummer, Verdruß und Reue an seinem Herzen, und er zürnte seiner toten Mutter, welche in ihrem Bestreben, ihn glücklich zu machen, ihn ins Unglück und zur Vereinsamung gebracht hatte.

Eben hatte sich Doktor Eberhard nach seiner Rückkehr von einem Krankenbesuche in den Lehnstuhl geworfen und die große Berliner Zeitung, die seit Jahren die Leitüre seiner Mutter und seines Vaters schon gewesen war, in die Hand genommen, als sein Blick auf eine Theaterkritik fiel, welche Elisabeth Wagner vorzugsweise zum Gegenstande hatte und ihrer Kunst das höchste Lob spendete. Die junge Künstlerin, so hieß es weiter in dem Berichte, habe sich durch ihr seelenvolles Spiel, durch ihr liebenswürdiges Auftreten, durch ihren Fleiß und ihr Streben die Sym-

pathen aller Kreise des Reichthums gewonnen, sie begeisterte nicht nur die höchsten Erwartungen. Zur Freude des Berliner Publikums, so schloß der kleine Aufsatz, könne die Mitteilung gemacht werden, daß Elisabeth Wagner der Oper erhalten bliebe, da sie die Hand eines Freiherrn ausgeschlagen habe.

Doktor Eberhard las den Bericht zwei-, dreimal durch. Tausend Empfindungen durchwogten seinen Bufen; er hätte jubeln und weinen mögen, aber er versank in ein tiefes Brüten.

Endlich stand er auf. Er hatte einen Entschluß gefaßt. Er wollte, er mußte Elisabeth wiedersehen, sie noch einmal sprechen, und wäre es auch nur, um für sich und seine Mutter Verzeihung von ihr zu erblehen.

Unter dem Vorwande, die medizinischen Ferienkurse zu seiner weiteren Ausbildung in Berlin besuchen zu wollen, gewann er einen Stellvertreter für die Zeit seiner Abwesenheit und reiste dann nach der Hauptstadt ab.

Welche Empfindungen bestürmten ihn, als er an seinem Ziele anlangte! Er durchblätterte den Wohnungsanzeiger und die Zeitungen. Da stand ihr Name: Elisabeth Wagner, Hohenzollernstraße, und hier verkündete der Theaterzettel ihren Austritt als „Mignon“ am selbigen Abend.

Schnell war Doktor Eberhard entschlossen. Er erstand ein Billett für das Opernhaus, kleidete sich um und zwei Stunden später stand er vor der Halle des ehrwürdigen Hoftheaters, in welches die Menschen schon in dichten Scharen strömten.

Still, sinnend ließ er sich auf seinem Platze nieder. Als aber die Oubertüre ihren Anfang nahm und der Vorhang in die Höhe ging, da schlug sein Herz hörbar und seine Pulse flogen.

Der erste Akt begimnt. Jetzt zieht Jarno, der Führer der Zigeunerbande, Mignon aus dem Planwagen mit Gewalt hervor. Himmel! Es war Elisabeth! Doktor Eberhard zitterte. Jetzt weigert sich Mignon anzugehen, und als Jarno sie mit der Peitsche dazu zwingen will und von Wilhelm Meister zurückgeworfen wird, da entfährt Doktor Eberhard unbewußt und unwillkürlich ein gepreßter Laut. Er will aufstehen; er ballt die Faust, die Nachbarn schauen zu ihm hin; er gewinnt seine Selbstbeherrschung wieder.

Nachdem dann Laertes Mignon von den Zigeunern

freigelaßt und sie mit ihrer glodenreinen Stimme das Lied: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,“ unter stürmischem Beifall des Publikums gesungen hat, da konnte Doktor Eberhard sich nicht mehr bezwingen. Tränen lösten sich unter seinen Wimpern und rollten die Wangen herunter, und bis in die innersten Fasern seines Herzens gepackt und erschüttert, verließ er seinen Sitz und das Opernhaus.

Am nächsten Tage — zur Besuchszeit — klingelte ein Herr zaghaft an der Korridortüre in dem ersten Stockwerk des mit einem Biergarten umgebenen Hauses in der Hohenzollernstraße. Es war Doktor Fritz Eberhard. Seine Farbe wechselte, als er der sich nähernden älteren Dienerin seine Karte abgab und Fräulein Elisabeth Wagner zu sprechen begehrte. Die Dienerin machte eine abwehrende Bewegung; aber ihrer Pflicht getreu, ging sie dennoch zu ihrer Herrin und übergab ihr die Karte. Elisabeth war gerade beschäftigt, eine neue Rolle unter eigener Begleitung auf ihrem Flügel einzuüben, als sie die Karte empfing und las. Kein Ereignis hätte sie jähler treffen können, als dieser unerwartete Besuch. Sie verlor ihre Fassung. Schreck und wieder Freude malten sich auf ihrem Antlitze ab, sie sprang auf, ging in dem Zimmer auf und ab und konnte zu keinem Entschluß kommen.

Endlich beruhigte sie sich. Alle Umstände abwägend, befahl sie ihrer Dienerin, den Herrn eintreten zu lassen. Tausend Erinnerungen tauchten in ihr auf, sie konnte den Genossen ihrer Jugend nicht abweisen.

Da, im nächsten Augenblicke stand Doktor Eberhard vor ihr — stumm, sprachlos, wie versteinert.



Leichtverwundete kommen in Sjeradz an.

Sie war so schön, so wunderschön geworden!
Wo Worte versagen, da spricht das Herz lauter. Das küßte Elisabeth und sie zog den Freund, den Genossen ihrer Jugendzeit aus dem umfriedeten Dörfchen, den sie auch in all ihrem äußeren Glanze nie vergessen hatte, sanft zu sich nieder.
Und die Sonne des Frühlings ging über beiden wieder auf, und sie verstanden, begriffen und liebten sich, als hätte nie eine Schranke sie getrennt.

Wie dem Wanderer wohl wird, wenn er aus dürrer, unwirthbarer Heide in lachende, blühende Fluren tritt, über welche die Göttin der Früchte ihr reiches Füllhorn ausgegossen hat, und wo in jeder Furche dem emsigen Landmann die Hoffnung einer gesegneten Ernte die Stirn erheitert, so belebten die frohesten Empfindungen eine junge Dame, als sie ihre Heimaterde wieder betrat, nachdem sie in der Ferne allem Glanze der Zukunft entsagt und ihren Frieden in dem stillen Traum der Jugend wieder gefunden hatte.

Jetzt sprang sie hurtig wie ein Reh aus dem Wagen. Zwei Herren, ein älterer mit langen schneeweißen Locken, und ein jüngerer, dessen Augen glückselig glänzten, empfingen sie und umarmten und küßten sie und geleiteten sie des Weges. Es waren der alte Kantor Wagner und Doktor Eberhard.

Allgütiger, wie Elisabeth jubelte!

Da lag das freundliche Haus mit dem roten Ziegeldache, in blühende Bäume eingebettet, wie ein geheimnisvoller Zauberfisch.

Um die Fliederhecken summten emsig die Bienen, die blanken Fenster waren geöffnet, und der Frühling sang mit warmen Tönen der Erde Feierlied hinein.

Liebtlich und traulich war es, auf der Holzbank vor dem Hause zu sitzen, wie Elisabeth so oft getan; doch noch schöner am sanft abfallenden Waldehang, lang in das Gras gestreckt, den flüsternden Winden, den unten murmelnden Bellen und dem rauschenden Uferschiff darüber zuzuhören und durch der Bäume schwankende Wipfel des Himmels freundliches Blau zu beschauen!

Ein Blühen und Schwellen ringsumher, ein Wehen, süß und lind, ging durch die Welt, wie holdes Ahnen in verschwiegener Brust. Die Vögel sangen wie berauscht in den Zweigen, und es duftete und Klang und Liebe und Lächeln in dem blühenden Hag, unter dem wolkenlosen Aether, als wäre des Glückes kein Ende.

Es war ein Tag, so hold und schön, daß man nicht wußte, ob man weinen oder lachen sollte. Und drei glückliche Menschen betraten die Schwelle des Hauses und lagen sich lange, lange in den Armen.

Doktor Fritz Eberhards Vermählung mit Elisabeth fand im Wonnemonat statt.

Sie bezogen das alte Schloß, welches um- und ausgebaut war. Und der alte Kantor zog zu ihnen, nachdem er an dem Hochzeitstage in den Ruhestand getreten war, und Doktor Eberhard war nicht mehr einsam und verlassen. Eine Nachtigall, seine Elisabeth, sang um ihn, und er führte sie so gern hinein in seine Welt und seinen Garten.

Und als sie diesen zum ersten Male betraten, da jubilierte und tanzte es in den Gebüsch; Ton reihte sich an Ton und Melodie an Melodie, und dabei duftete die Fliederblüte. Und Rothorn und Rose versuchten voll Liebesbrunst die Knospen zu sprengen. Der muntere Star in seinem sauber gepuften Röschchen ließ in locker Ungebundenheit und genialer Zerstreuung die verschiedenen Weisen durcheinander klingen. Und die bunten Buchfinken auf den schmalen Zweigen der Linden sangen ihr frisches Liedchen in vielfacher Modulation, und ein junges Vogelpärchen kam vertraulich bis an die Bank, um Brotkrumen aufzuspüren, wo sich zwei glückliche Menschenkinder eben niederließen und in die Augen schauten. Und zum Grusse und als Hochzeitsangebinde

erlangen um Doktor Eberhard und Elisabeth die verschiedenen "Schläge": der Brautruf, der Metzerpfiff und der Weingefang, während die Reisen ihr langes "J" hören ließen und dabei unausgesetzt bei der Arbeit Räumchen und Kästchen vertilgten. Im Hintergrunde aus dem Erlengebüsch schallte dazwischen wieder das naturwüchsige Liedchen des Zeissigs herüber, und aus den vorgelagerten Wiesen mischte die Rohrammer ihre freischwebenden Madenzen in das Konzert.

Dann aber wurde es still. In einem Busche neben der Bank zog die Nachtigall in langgebehten Notizen tief aus der Brust den Wohlklang ihrer Klagen; immer verlangender, immer voller, immer inniger ward ihr feuriger Ruf, bis sie plötzlich in siegesmetternden Schlägen aufloste und das hohe Lied der Liebe anstimmte, und in melodischen Seufzern verlöschte, um alsbald von neuem und in neuen Tönen den schwärmerischen, tief jede menschliche Seele erfassenden Hymnus zu beginnen. Das waren nicht einzelne melodische Akkorde, wie bei den übrigen Sängern. Das war eine gegliederte strophische Ordnung, die zu immer neuen harmonischen Gebilden variiert wurde, während die Sonne das Laub der alten Baumriesen mit goldigen Strahlen durchbrach.

Elisabeths Hände ruhten noch in denen ihres Mannes.

"Siehst du, mein Schatz," sagte er jetzt zu der Lachenden und Träumenden, "dieses Konzert gilt dir; die Vögelin freuen sich, daß sie dich wieder in ihrer Mitte haben, denn du bist die Königin der Nachtigallen und aller gefiederten Sänger."

Und Elisabeth atmete beglückt auf und von ihren Lippen ertönte das Wort:

"Von meinem Glück der schönste Traum."

Unser Ziel.

Am deutschen Wesen soll noch einmal die Welt genesen!

Um dieses hehre Ziel zu erreichen, ist es geboten, daß wir dieses deutsche Wesen nicht nur in unserem Innern, sondern auch nach außen so fest und weit, wie nur irgend möglich, schützen und ausdehnen, damit es unsern Widerstachern für immer vereitelt wird, sich an uns und unserer Art zu vergreifen.

Sache vor allem unserer leitenden Kreise ist es, wenn Gott unseren Waffen den endgültigen, restlosen Sieg beschert haben sollte, diesem Mangel für die Zukunft abzuwehren.

Das kann nur geschehen, wenn wir in dem uns aufgezwungenen Kampfe ganze Arbeit machen und nicht schwachmütig oder aus falschem, unangebrachtem Edelmutte vorzeitig aufhören, wenn es etwa dem ermatteten Gegner behagt. Das wäre eine unverzeihliche Versündigung an uns und der ganzen Menschheit, da dann auch die Gefahr eines nicht allzufernen neuen Krieges geschaffen würde, der wieder unsägliches Leid brächte. Um dieses zu vermeiden, müssen wir durch die Friedensbedingungen aus diesem Weltkampfe möglichst gestärkt und unsere Gegner möglichst geschwächt hervorgehen.

Jetzt schon müssen wir uns ein solch klares, festes Ziel unverrückbar vor Augen stellen, da es den Willen zum Siege, den wir alle haben, machtvoller gestalten kann und wird. Der Mensch wächst ja doch in seiner Leistungsfähigkeit mit der Größe und Erhabenheit seiner Aufgaben! Es war unsagbar traurig, daß in der Zeit der Befreiungskriege den herrlichen Waffentaten in so mancher Hinsicht ein ödes, verwerbliches Handeln und Denken der Diplomaten und Bureaukraten nachfolgte. Rechtzeitig müssen wir uns mit einem Geist und Willen erfüllen, der dem neuen Freiheitskampfe, den wir kämpfen, nach jeder Richtung einen vollen Erfolg verbürgt, der keine getäuschten Hoffnungen aufkommen läßt.

Otto von Pfister



Oesen für die Schützengräben.



Menschenkenntnis.

Von Erika Walden.

(Nachdruck verboten.)

Man sagt, der erste Eindruck, den man von einem Fremden erhält, ist bleibend. Das ist nicht immer der Fall. Wohl sagt uns ein inneres Gefühl im ersten Augenblick des Sehens: „Das ist ein Mensch, mit dem du umgehen möchtest“ oder „mit dem möchte ich nichts zu tun haben.“ Sehr oft kommt es auch vor, daß wir



Beobachtungsposten am Fernsprecher.

Menschen, die uns zuerst mißfallen, nachher lieb gewinnen. Wer viel in der Welt herumkommt, lernt die Menschen kennen und eignet sich mit der Zeit eine Menschenkenntnis an, die bei manchen Menschen so ausgeprägt ist, daß sie sich selten irren. Andere bringen es in dieser Kunst nicht weit, immer sind sie die Betrogenen und seufzend sprechen sie: „Ja, wenn ich wüßte, was ich jetzt weiß.“ Man muß die Menschen verstehen lernen, und das können wir am besten, wenn wir uns in des anderen Lage zu versetzen suchen. Dann wird uns plötzlich vieles klar, was uns vorher ein Buch mit sieben Siegeln war, und wir lernen die Bedeutung des Wortes anerkennen: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen.“ Bei diesem Verstehen anderer muß man sein eigenes Ich bekämpfen und ruhig und besonnen vorgehen. Ein aufgeregter Mensch sieht nicht klar und zieht falsche Schlüsse.

Man sagt, die Welt ist ein Zammertal, aber es sind die Menschen, die es dazu machen. Wenn man zusieht, wieviel Unheil daraus entsteht, wenn Menschen und gar solche, die zusammen leben müssen, sich nicht verstehen, so muß man sich wundern, daß nicht die Klugheit allein dazu treibt. Es liegt fast einzig und allein am Willen, denn wo der gute Wille da ist, da wird sich auch das Können einstellen.

Niemand soll seine Eigenart aufgeben und ein willenloser Zuspäher werden, der nie seine Meinung äußert. Widersprüche werden stets unvermeidlich sein, aber die häßlichen Konflikte, die aufregen und verbittern, können vermieden werden, weil es sich lediglich um Mangel an Menschenkenntnis handelt, die sich jeder mit gutem Willen erringen kann. Der Schiller'sche Vers ist hier angebracht: „Willst du die anderen verstehen, so blic' in dein eigenes Herz.“

Einft geschieht's . . .

Von Emanuel Geibel.

Einft geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volkes der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn zum Bündnis West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

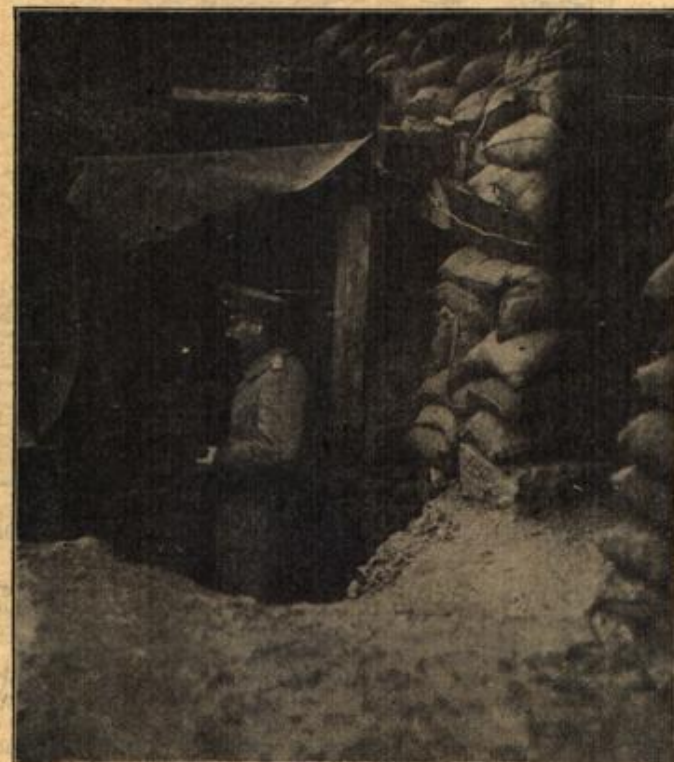
Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du dich nicht selbst verlassst.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren;
Taten wird zu dieser Frist,
Helden dir die Not gebären.

Bis du wieder stark wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage denn empor,
Läuterungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Raik'raar des deutschen Landes!

Geibel, der am 6. April 1884 gestorben ist, erweist sich in diesem Gedicht als wahrhaftiger Seher. Das Lied hätte 1914 gedichtet sein können.



Am Fernsprecher eines Unterstandes!

Unsere Bilder.

Defen für die Schützengräben. In dem Stellungskampf, besonders auf dem westlichen Kriegsschauplatz, haben die eisernen Defen für die Erdböhlen und Unterstände eine große Rolle gespielt und von der Militärverwaltung wird für die Erwärmung der Schützengräben sehr viel Sorge getragen. Wir sehen hier einige Soldaten beim Transport der Defen und Ofenrohre.

Die Heerstraße im Kaukasus. Die Schwierigkeiten der Kämpfe im Kaukasus. Unser Bild zeigt einen Teil der bekannten Grusinischen Heerstraße, die sich in Serpentina an den zerklüfteten Felsengebirgen hinaufwindet und desgleichen an der anderen Seite wieder abwärts führt. Der Bau dieser Heerstraße hat ungeheuer viel Geld gekostet und ist jetzt zum größten Teil der einzige Verbindungsweg für die Transporte.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Von Herzen glücklich zu sein im Kleinen,
Will mir fürwahr als ein Großes erscheinen.

*

Man weiß niemals, warum die Liebe
kommt, aber man glaubt immer zu wissen,
warum sie erlischt.

Wie die serbische Regierung in Nisch wohnt. Im „Corriere della Sera“ entwirft Arnaldo Fraccaroli eine Schilderung der primitiven Verhältnisse im Innern des serbischen Regierungsgebäudes in Nisch, in dem buchstäblich jeder Winkel vom Speicher bis zum Keller ausgenutzt ist. In dem großen Gebäude, das aber für die vielen Menschen, denen es Unterkunft gewähren soll, viel zu klein ist, herrscht eine un-

Seit Monaten ist in Nisch kein Zimmer oder etwas einem Zimmer ähnliches zu finden, und darum muß sich auch die Regierung behelfen, so gut oder so schlecht es eben geht: Zwischen einem Kohlenfeuer, das nur in den seltensten Fällen die Zimmer wirklich zu erwärmen vermag, einem Kochtopf und einem Bett oder einer gerollten Matratze werden die Staatsgeschäfte den heutigen Serbien erledigt.

Flammenloses Pulver? Für die mit Maschinengewehren ausgerüsteten Luftschiffe bildet das Mündungsfeuer dieser Waffen eine gewisse Gefahrenquelle, da es Explosionen herbeiführen kann. Infolgedessen bemüht man sich seit geraumer Zeit, das Mündungsfeuer unschädlich zu machen oder zu beseitigen. Die Lösung dieser Aufgabe soll, wie die „Technischen Monatshefte“ berichten, einem Florentiner Chemiker namens Guido bei gelungen sein.

Zeitung, die dort am Stammtisch gelesen wird!“ — Wirt (entrüstet): „Was, schon zwei Stund'... und da haben Sie erst ein einziges Glas Bier getrunken?“

Die kleine Patriotin. „Ich möchte für zehn Pfennig Gipsplaster.“ — „Was denn für eins?“ — „Was früher „englisches“ war.“

Ein Bedauernswerter. Fremder: „Zweimal hast du mich beim Rasieren geschnitten — du bist wohl noch ein Anfänger?“ — Barbierlehrling (vertraulich): „Ja, aber nichts verraten — im Nebenzimmer sitzt einer, der will sogar 'n Zahn gezogen haben!“

Schlagfertig. Hausfrau (zur Köchin): „Hier ist ein Feldpostbrief für Sie, Minna!“ — Minna (schlagfertig wie immer): „Ach, von meiner Cousine!“

Briefsendungen aus Deutschland nach Belgien und umgekehrt durften bisher nur



Hindenburgs tägliche Post.

unterbrochene Bewegung, ein unaufhörliches Kommen und Gehen, weil jeder Fremde, der in Nisch eintrifft, sich dort zu melden hat, um ein Verhör zu bestehen. „In den Gängen, neben den Bänken, auf denen die Wartenden zu sitzen pflegen, sind fliegende Küchen für die Soldatenposten und die Diener errichtet, und in allen Winkeln liegen gerollte Matratzen oder Decken, aus denen zur Nachtzeit Schlafstellen gemacht werden können. Wenn Essenszeit ist, wird in den Gängen auf Kohlenfeuer gekocht, und der scharfe Geruch der allerbescheidensten Speisen ist trotz ständiger Lüftung aus dem Gebäude nicht zu vertreiben. Nachts werden die Korridore zu Schlafstuben, und so hart es sich auch trotz der Matratzen auf dem Steinboden liegen mag, so preisen sich doch diejenigen, die dort ihr Lager haben, vor denen glücklich, die auf den Treppentufen liegen oder lauern müssen, wie es gerade der Platz erlaubt. Im Innern der Zimmer, die von den Ministern und sämtlichen Staatsbeamten bewohnt werden, ist es nicht viel anders als draußen. Neben jedem Schreibtisch der Minister liegt eine armselige Bettstelle, und in jedem der übrigen Räume des Hauses liegt wie auf den Gängen eine zusammengerollte Matratze in der Ecke.

Er soll kürzlich einer italienischen Militärkommission ein neues Pulver vorgeführt haben, das ganz ohne Flamme brennt, bei der Detonation nicht ausblitzt und auch keinen Rauch entwickelt. Es wäre also für Luftschiff-Feuerwaffen hervorragend geeignet, natürlich aber auch sonst von Wert, da die Verwendung flammenlosen Pulvers im Infanterie- und Artilleriegefecht dem Feinde die Feuerlinie durchaus verbergen und ihm das Einschleusen zur Unmöglichkeit machen würde. Die ballistischen Eigenschaften des neuen Treibmittels werden als gut bezeichnet, auch soll es das Rohmaterial nicht so angreifen wie die modernen Nitratpulver. Man wird jedoch gut tun, zunächst nähere Mitteilungen über das Wunderpulver abzuwarten.

Summarisch. der Theaterdiener bringt dem Direktor die Nachricht, daß die Trägerin der Hauptrolle nicht auftreten könne, mit folgenden Worten: „Sie sagt, der Gut steht ihr nicht, das Kostüm sitzt ihr nicht und die Rolle liegt ihr nicht!“

Unangenehm. Elli: „Ins Ausland müssen jetzt die Briefe offen aufgegeben werden.“ — Kelli: „Liebesbriefe auch?“

Seingezahlt. Gast (ungebildigt): „Seit zwei Stunden warte ich nun schon auf die

in deutscher oder französischer Sprache abgefaßt werden. Fortan ist für diesen Briefverkehr auch die Anwendung der slawischen Sprache gestattet.

Zeitbild. „Nanu, Ede, du gießt ja Wasser in deinen Kornschnaps?“ — „Ja, Mensch, ich strecke eben unsere Kornvorräte.“

Hindenburgspenden. Die Gabe der deutschen Städte an Hindenburg: 50 000 Pelze. Die Spende Hindenburgs an die deutschen Städte 1 Pelz — der des russischen Bären.

Rätsel.

Der Krebs ist schwarz im Leben
Und nach dem Tode rot,
Doch ich bin rot im Leben
Und schwarz nach meinem Tod:
Daß keiner mich berühre,
Schlimm wird es ihm gedeih'n,
Ob keinen Zahn ich führe,
Doch tüchtig beiß' ich drein.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Zahn, Zahn, Zahn.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur:
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess'n (Ruhr).